

Dies und das

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **18 (1962)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das Französische oder das Englische) und nur jene die Muttersprache. Für uns sind beide Formen Muttersprache, nur in verschiedenem Grade; es liegt kein Gegensatz vor, sondern eine Steigerung! So vertragen auch „Butter“ und „Anken“ einander sehr wohl, zumal es Deutschschweizer gibt, nämlich die Ostschweizer, denen „Anken“ von Haus aus mindestens ebenso „fremd“ ist wie den Bernern die oder der „Butter“! — Es wäre aber ganz abwegig, mit dem Verfasser über weitere solche Einzelheiten rechten zu wollen; denn die Überspitzung der Formulierungen macht ja den Reiz des Buches aus. So manche Aussage kommt einfach aus der Fabulierlust, die „des Reimes halber“ spricht! Ein ziemlich schwerwiegender Schnitzer darf jedoch nicht unerwähnt bleiben: Hans Weigel kennt leider nur „Fribourg“ und „Neuchâtel“, als ob diese Städte an der Sprachgrenze nicht auch die guten und ganz allgemein üblichen deutschen Namen „Freiburg (im Üechtland)“ und „Neuenburg“ hätten. Der Vorwurf trifft aber vor allem den schweizerischen Verleger, der es dem Wiener hätte sagen müssen. Dieser hat unser Land, wie er schreibt, vornehmlich mit der Eisenbahn bereist, und so ist er offenbar an den Kursbuchnamen hangen geblieben. Aber er nennt Genf (Genève) „Genf“ und das Bergell (Bregaglia) „Bergell“, verwendet also im Falle von Freiburg und Neuenburg nicht etwa bewußt — im Sinne eines höchst zweifelhaften Stilmittels — die französischen Namen. Im Falle der Saanestadt wäre das ja auch widersinnig, da sie tatsächlich und rechtens zweisprachig ist, mit einem Drittel alteingesessener deutschsprachiger Einwohner. — Es besteht für mich kein Zweifel, daß Hans Weigels Schweizer Buch — was nicht dasselbe ist wie ein Schweizerbuch! — eine zweite und wohl noch weitere Auflagen erleben wird. So wird sich die Gelegenheit geben, den gerügten Schönheitsfehler zu beseitigen. Hierum bitten den Verfasser und den Verlag freundlich der Deutschschweizerische Sprachverein und der „Sprachspiegel“ durch den Rezensenten *A. Humbel*

Dies und das

Monegatekisch

Jemand hat dem „Sprachspiegel“ des Deutschschweizerischen Sprachvereins eine Frage vorgelegt, die sich der Leser politischer Artikel und Meldungen immer wieder stellt: wie nennt man eigentlich die Bewohner fremder Länder? Heißt der Mensch, der etwa in Laos lebt, Laoter oder Laotier? Der Mensch in Liberia Liberianer oder Liberer? Der Mensch aus Nigeria doch wohl Nigerianer, da er als Nigerer zum andern afrikanischen Staate Niger gezählt würde? — Als Faustregel, betont der Auskunftgeber, soll für die Bildung von Einwohnernamen und Zugehörigkeitsadjektiven zu neuen Ländernamen gelten: -er und -isch; wo aber „ältere, wenn auch nicht sehr bekannte Bildungen auf -ese, -esisch, -aner, -anisch bestehen, muß man diesen wohl mindestens gleiches Recht und die Chance, in Ehren auszusterben, geben“. Angeführte Vergleiche aus Brockhaus, Duden und Zeitungen zeigen, daß im einen und andern Falle das herrscht, was sich auf Laos reimt: nämlich ein Chaos. Vietnam inspiriert Duden sowohl zu Vietnamer als auch zu Vietnamese. Ghana entlockt ihm die Ghanaer, neben denen es Ghanesen gibt. Bei Ceylon, Gabon und Liberia wären nach Schema Ceyloner, Gabuner und Liberier sympathisch, aber Nachschlagewerke flirten mit Ceylonesen, Gabunesen und Liberianern. Kambodscher ist

akzeptabel, kambodschanisch aber unschön, so daß Dudens kambodschanisch mit Gewinn zum Handkuß käme.

Undsowweiter. Ich habe in einer eigenen Sammlung noch ein paar Schmetterlinge aufgespießt, die irgendwo zwischen Moskowitern, Pankowitern (betrifft DDR) und Venusiern, zwischen den Luganeserli, den saftigen Würstchen und der Ehrung eines braven Locarnesen ihr Plätzchen gefunden haben. Da sind einerseits Katanger in Neuenburg zu Besuch, während anderseits zwei Sabres im Tiefangriff die katangesischen Stellungen zudeckten. Da sind die Tibeter, die von den Tibetanern (und einem Hautbräunemittel Tibetan) konkurrenziert werden. Da sind die Chicager, Chicagoer und Chicago-Leute. Da sind, nebenbei, die Israelis, von denen kein Mensch weiß, warum sie nicht Israeler heißen. Da ist ganz neuerdings Jemen und Yemen, die „Yemenitische Arabische Republik“ einerseits und der als Viehzüchter berühmte „Yemite“ anderseits. Soll er selber schauen, wie er da durchkommt! Bei Angola führt der „Sprachspiegel“ „schematisch“ Angoler an, während ein bekanntes Blatt kürzlich mit Angolesen hantierte und neuerdings ein „Ausbildungslager für Angolaner im Kongo“ vorstellt.

Vor allem aber wüßte ich gern einmal, warum die Presse so hartnäckig am guatemalteckischen Dementi der Guatemalteken festhält. Klärt uns auf, bahnt der Wahrheit eine (Mone-) Gasse, auch wenn sie nichts mit der Monegassin Grace zu tun hat!

Fritz Herdi im „Tages-Anzeiger“

Von Shopping und andern Centern

Der Herausgeber einer kaufmännischen Zeitschrift berichtete vor einiger Zeit über die in der Umgebung von Stockholm nach amerikanischen Vorbildern entstandenen shopping centers und wies dabei auf die auch in den Zürcher Stadtteilen Oerlikon und Schwamendingen bestehenden shopping centers hin. Er brachte dann zwar meine Mahnung, doch gut deutsch Einkaufszentrum zu sagen, beharrte aber auf shopping center als einem fest geprägten und international gebräuchlichen Begriff. Gegen solche vorgefaßte Meinung anzukämpfen, ist aber auch schwer möglich.

In Schwamendingen besteht dann noch ein garden center. Das ist eine Auskunftsstelle für Gartenpflege und Verkaufsstelle für Samen und Pflanzen. Da konnte meine Meinung, Gartenzentrum zu sagen, aus dem einfachen Grunde nicht durchdringen, weil das Ding nun einmal so hieß, so beschriftet und so bekanntgemacht worden war.

Nun stehe ich davor, selbst in Sünde zu fallen. Ein Zeltebauer in Zürich will eine Verkaufs- und Beratungsstelle schaffen. Ich hatte mich früher einmal dafür eingesetzt, von Zelten statt von Camping zu reden. Inzwischen hat das Zelt einen größeren Bruder erhalten, den Wohnwagen. Das hat dazu geführt, daß sich für das Hausen in Zelt oder Wohnwagen gesamthaft das Wort Camping durchgesetzt hat. Ein deutscher Name für das geplante Zentrum (um dieses Fremdwort kommt man nicht herum) war trotz aller Bemühung nicht zu finden. Es hätte auch den Nachteil gehabt, von unsern Welschen nur ungern angenommen zu werden, von den anderssprachigen Kunden des Zeltebauers nicht zu reden. Was blieb also übrig, als camping center?

H. Behrmann

Die Sprache der Emigranten

In einer sehr beachtenswerten Studie untersucht Günther Anders die Situation des Emigranten, eigene Erfahrungen in Erkenntnisse überführend. Die gezwungene lebensschwere Lage in neuer Umwelt scheint ihm gekennzeichnet

durch einen Regreß ins Pubertäre, durch Neubildung eines Lebens, das so-
gleich strenge Forderungen stellt, so daß man bei dem Emigranten nicht von
einem, sondern von mehreren Leben zu sprechen hat. Von besonderem Inter-
esse scheinen uns die Ausführungen über „das Stammeldasein“, das heißt das
im Ausdruck unselig reduzierte Leben in einer fremden Sprache, die Qual,
„einige Etagen unterhalb seines eigenen Niveaus mit der Umwelt zu ver-
kehren“. Anders schreibt weiter: „Auffällig war, daß sich diejenigen, die ein
unverkennbares Idiom und einen unbestreitbaren Sprachrang erarbeitet hatten,
viel stärker vor den Fremdsprachen, mindestens vor dem Fremdsprechen, ge-
hemmt fühlten, als diejenigen, auch als diejenigen Schriftsteller, die auch
früher nie etwas anderes gekannt hatten als das durchschnittliche Mitmachen
der Sprache. Während diese den („Talent“ genannten) vorteilhaften Charakter-
defekt besaßen, früher oder später in einer zweiten oder dritten Sprache mit-
zuparlieren, ließen sich Männer wie Thomas Mann oder Bert Brecht nur höchst
ungern darauf ein, unter ihr eigenes Niveau zu steigen oder gar zu rade-
brechen.“ — Das ist der Künstlerstandpunkt im Verhältnis zur Sprache, ab-
weichend von jenem Schneiderstandpunkt, von dem aus die Sprache als „Kleid“
der Gedanken bezeichnet wird. Es gab Schriftsteller, die ins Englische hinüber-
zuwechseln versuchten (zum Beispiel Robert Neumann), keiner mit rechtem
Glück. Geborene bedeutende Autoren wie Adorno, Bloch, aber auch Thomas
Mann und andere, kamen zurück, jeder ein Antäus, auf den Boden eigener
Sprache, wo das Maß ihrer Kräfte weniger verborgen bleibt. (Der Aufsatz
von Anders: „Merkur“, Heft 7.) „Tat“

Wie heißt unser Nachbarstaat jenseits des Rheins?

Auf diese Frage bekommt man in der Regel alle möglichen Antworten — mit
Ausnahme der richtigen; wir verstehen den offiziellen Namen dieses Staates
zwar, wenn wir ihn hören oder lesen, aber wir brauchen ihn nicht. „Deutsch-
land“! Daß es heutzutage immer noch zweierlei Deutschland gibt, dürfte all-
gemein bekannt sein. Unsere Post spedierte alles, was nach „Deutschland“
adressiert ist, in das Gebiet diesseits des Eisernen Vorhangs; was nach der
anderen Seite bestimmt ist, trägt gewöhnlich auf der Adresse die Angabe „Ost-
deutschland“ oder „DDR“. Also: „Westdeutschland“? Das ist kurz und klar,
vollkommen ausreichend für den täglichen Sprachgebrauch, insbesondere für
die auf raumsparende Überschriften angewiesene Tageszeitung. Aber der Ge-
gensatz zwischen West und Ost ist in diesem Fall doch nicht bloß geographi-
scher Natur; er fordert gebieterisch zwei die Staatsform charakterisierende
Namen und findet einen solchen für den Westen in der Bezeichnung „Bundes-
republik“. Wenn Bundeskanzler Adenauer „die Bundesrepublik“ sagt, weiß
jedermann, daß es sich nur um Westdeutschland handeln kann. Bundesrepu-
blikan sind aber auch andere Staaten, zum Beispiel die Schweizerische Eid-
genossenschaft und auch die Vereinigten Staaten von Amerika. Deshalb ist
wohl zuerst außerhalb, dann aber auch innerhalb Westdeutschlands die um ein
adjektivisches Attribut erweiterte zweigliedrige Namensform „Deutsche Bundes-
republik“ in das geopolitische Vokabular eingedrungen. Durch den großen
Anfangsbuchstaben erweckt das Adjektiv „Deutsch“ den Eindruck, daß es
einen Bestandteil des offiziellen Namens dieses Staates bilde. So verhält es
sich aber nicht. Der in der Verfassung festgelegte Name unseres Nachbar-
staates lautet nämlich: „Bundesrepublik Deutschland“ — wie dem Telefon-
buch, Stichwort: „Konsulat“, zu entnehmen ist. Der Gesetzgeber hat sich ver-
mutlich darum für diese Namensbildung entschieden, weil sie mit unmißver-
ständlicher Deutlichkeit zu verstehen gibt, daß die Bundesrepublik den An-
spruch darauf erhebt, das künftige ganze, ungeteilte Deutschland zu vertreten.

Dennoch hat dieser aus zwei nicht miteinander verbundenen Substantiven bestehende Name offensichtlich Mühe, sich im allgemeinen Sprachgebrauch durchzusetzen; er wirkt tatsächlich etwas schwerfällig, und zudem läßt sich aus „Bundesrepublik“ kein brauchbares Adjektiv ableiten — wo immer ein solches benötigt wird, und dies ist ziemlich häufig der Fall, da kann es nur dem geläufigsten inoffiziellen Namen entnommen werden, also „westdeutsch“ lauten. Die „Bundesrepublik Deutschland“ wird wohl auch fernerhin, wie die „Schweizerische Eidgenossenschaft“, vor allem ein Ausdruck der Amtssprache, der Historiographie und der politischen Rhetorik bleiben. M. Z.

Das Politische Departement hat versagt

Ganz ernsthaft: Das Politische Departement scheint mit großen Sprachschwierigkeiten zu kämpfen. Unseren Diplomaten will und will es nicht gelingen, die deutsche Sprache zu erlernen und sie als ihrer welschen Muttersprache ebenbürtig anzuerkennen. Nein, nein, nicht vom Schwizerdütsch ist die Rede, sondern vom „bon allemand“! Warum wir darauf kommen? Da wurde in der OECD ein Antrag eingebracht, auch das Deutsche zur Verhandlungssprache zu erklären. Wie kürzlich in verschiedenen Zeitungen gemeldet wurde, hat ausgerechnet das Politische Departement der mehrheitlich deutsch sprechenden Schweiz diesem Antrag die Unterstützung versagt. Ja, *versagt*, das ist das richtige Wort...! „Schweiz. Kaufm. Zentralblatt“

Streng geheimgehalten?

Einer UPI-Meldung entnehmen wir: „Ein bewaffneter Mig-19-Düsenjäger mit Fotoapparaten an Bord ist am frühen Samstagnachmittag 3,5 km nördlich von der italienischen Ortschaft Acquaviva, 30 km südlich von Bari, knapp 600 m von einem NATO-Stützpunkt entfernt in einen Olivenhain abgestürzt. Auf dem streng geheimgehaltenen Stützpunkt befinden sich Abschußrampen und Mittelstreckenraketen streng geheim gehalten!“ Es fehlt ja immerhin noch die Angabe des streng geheimgehaltenen Koordinationspunktes von Acquaviva.

Zuviel Fremdsprachiges

In der letzten Zeit sind in Ihrer Zeitschrift wiederholt Einsendungen aus Leserkreisen veröffentlicht worden, die dafür Stimmung machen wollen, daß das deutschschweizerische Fernsehen mehr als bisher Fernsehspiele in französischer Sprache senden sollte.

Ganz abgesehen davon, daß es dem westschweizerischen Fernsehen kaum einfallen dürfte, den dort ansässigen Deutschschweizern Sendungen in ihrer Muttersprache zu bringen, möchte ich doch die Behauptung aufstellen, daß sicherlich der überwiegende Teil der Fernsehteilnehmer in der deutschsprachigen Schweiz an solchen Sendungen nicht interessiert ist und lediglich gezwungen wird, noch mehr als bisher auf das deutsche Fernsehen auszuweichen. Vor einiger Zeit wurde zum Beispiel „La ligne du pôle“ gesendet. Für alle Zuschauer, deren Muttersprache nicht Französisch ist, darf diese Ausstrahlung als abschreckendes Beispiel gelten. Selbst Personen, denen die französische Sprache als Fremdsprache für den normalen Gebrauch geläufig ist, waren auf weite Strecken außerstande, dem Geschnatter der französischen Schauspieler zu folgen und dem Film einen Sinn abzugewinnen.

Zwei andere Einsender vertraten in der letzten Zeit auch die Ansicht, daß englische, italienische und französische Filme in der Originalsprache zu senden seien, weil dies den Genuß erhöhe. Auch hier ist entgegenzuhalten, daß sicherlich die große Mehrheit der Fernsehteilnehmer Filme in der deutschen Sprache vorziehen und die allfälligen Nachteile einer Synchronisation in Kauf nehmen.

W. H. in „Radiozeitung“

Muß man sich um solche Nichtigkeiten Sorgen machen?

„Ich wüßte Keinen, dem ich die Aufgabe lieber anvertraute als dir.“ Das schreibe ich so selbstverständlich hin. Doch auf einmal beschleicht mich ein leiser Zweifel: Ist das wirklich richtig? Auf „Ich wüßte Keinen...“ müßte doch folgen „...als dich.“ Das tut meinem Sprachgefühl dennoch ein wenig weh. Halt, es liegt am fehlenden Komma: „...lieber anvertraute, als dich“. Damit wird auch dem leidigen Gesetz des deutschen Satzbaus Genüge getan, das verlangt, daß man zwei zusammengehörige Wörter auseinanderreißt, das eine an seinem Platz zu anfang des Satzes beläßt, dann den ganzen Satz abhaspelt, um dann das zweite Wort an das Ende anzuhängen. Richtig, aber nicht schön. Wer die Sprache sorgsam handhaben will, schreibt entweder „...lieber als dir anvertraute“, oder, wenn er es nicht verantworten zu können glaubt, „Keinen“ so einsam stehen zu lassen, „Ich wüßte Keinen als dich, dem ich...“. — Wie gesagt, man hat Sorgen...

H. B.

Die Überfremdungsfahr in uns

„Niemand zwingt uns, jene snobistische Ausländerei auf dem geistigen Gebiet mitzumachen, die zwar nicht fähig ist, sich eine fremde Sprache und Kultur wirklich anzueignen, die sich aber als ungemein avantgardistisch vorkommt, wenn sie in internationalisierender Verpanschung von Sprache und Lebensstil ihr angebliches Weltbürgertum zur Schau stellt. Ich möchte sagen: die Überfremdungsfahr liegt in uns selbst! Wenn wir ein innerlich starkes Volk geblieben sind, so wird

das Fremde nicht uns assimilieren, sondern wir das Fremde! In der Art und Weise, wie wir der Überfremdung begegnen, wird die Echtheit unseres Schweizertums erprobt werden.“

Nationalrat Peter Dürrenmatt

Hochschule St. Gallen

Die Handelshochschule St. Gallen will den Namen ändern in „Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“. Warum nicht: Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften St. Gallen? oder auch: St. Galler Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften?

Was meinen unsere Leser dazu?

Entgleister Superlativ

Ein Schweizer Verlag wirbt mit einem Inserat in einer Schweizer Zeitschrift für das Werk „Ein Weg zur Bibel“, ein Büchlein, „für alle jene bestimmt, die den Zugang zu diesem zwar meistverbreitetsten, aber vielleicht auch mißverstandenen Buch der Welt bis jetzt... nicht finden konnten“.

Auch wenn man das bestausgewiesenste Schrifttum anpreist, empfiehlt sich beim meistverwendetsten Superlativ größtmögliche Zurückhaltung, weil sonst das tiefunterste Sprachniveau erreicht wird. „BN“

Nationalstraßen

Warum heißen unsere Nationalstraßen nicht Bundesstraßen? — Weil unser Land kein Nationalstaat, sondern ein Bundesstaat ist, scheint mir das Fremdwort sinnlos bzw. nur sinnvoll als Mittel, unser Deutsch zu benachteiligen.

Vor der Jahrhundertwende gab es bei uns eine private „Centralbahn“, ferner eine ebenso private „Nationalbahn“, die zusammen mit vielen anderen Bahnunternehmen um 1900 vom Bund aufgekauft und als Schweizerische Bundesbahnen weiterbetrieben und uns allen im doppelten Sinn teuer geworden sind. Wenn heute neben die Bundesbahnen keine Bundesstraßen, sondern Nationalstraßen treten, so sollte das unsere Zeitschrift nicht schweigend hinnehmen. *H. R.*

Ein Schlangensatz

Er stand am 6. April 1960 im „Anzeiger der Stadt X“ und lautete:

„Es wird nochmals auf die jeweiligen im Stadtanzeiger wiederholt erschienenen Mitteilungen vom 22. September und 1. Dezember 1959 sowie vom 4. Januar 1960 verwiesen, wonach die Steuerpflichtigen ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht wurden, die 30-tägige Zahlungsfrist in ihrem eigenen Interesse genau zu beachten, andernfalls der gesetzliche Verzugszins (4%) von den rückständigen Steuerbeträgen berechnet werden müßte.“

Dieses Satzgebilde krankt daran, daß viel zu viele Wörter hineingestopft wurden — die Schlange hat einen zu großen Bissen verschluckt! Das ruckt und zuckt in jeder Zeile.

Ein Verbesserungsvorschlag mit unverändertem Satzbau:

„Es wird nochmals auf die im Stadtanzeiger bereits am 22. September und 1. Dezember 1959 sowie am 4. Januar 1960 erschienenen Mitteilungen verwiesen, durch die die Steuerpflichtigen darauf aufmerksam gemacht wurden, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, die 30-tägige Zahlungsfrist einzuhalten, da andernfalls auf den rückständigen Steuerbetrag der gesetzliche Verzugszins (4%) berechnet werden müsse.“ Oder: „...durch die die Steuerpflichtigen aufgefordert wurden, in ihrem eigenen Interesse die 30-tägige...“

Anders: Die Steuerpflichtigen werden nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, die Zahlungsfrist von 30 Tagen einzuhalten. Andernfalls müßte nämlich auf den rückständigen Betrag ein Verzugszins von 4% berechnet werden. (Dritte Wiederholung; vgl. Stadtanzeiger vom 22. September und 1. Dezember 1959 sowie vom 4. Jan. 1960.)“

Briefkasten

gern, gerne — allein, alleine

Man hört und liest neuerdings immer häufiger Sätze wie: „Ich stehe Ihnen gerne zu Diensten“ oder „Das kann ich alleine machen“. Woher dieses angehängte e? Die reine Form gern und allein wird dadurch ins Gewöhnliche herabgezogen, in ein schlampiges gesprochenes Deutsch. Und zwar ein Deutsch norddeutscher Färbung, gegen das der Deutschschweizer sonst leicht allergisch reagiert. Zwar kommt auch in der Mundart die Form „gärä“

vor, die aber mit „gerne“ nichts zu tun hat. Mehrheitlich wird mundartlich „gärn“ gesagt. Gerne und alleine statt gern und allein zu sagen, scheint mir eine Unsitte zu sein. Was meinen Sie dazu?

Antwort: Im Mittelhochdeutschen trifft man nebeneinander die Formen aleine und alein, gärne und gærn. Sowohl aleine wie gärne gehen auf alte -o-Ableitungen zurück: ahd. gærno. Die kürzeren Formen allein und gern werden mit der Zeit beliebter als die längeren, aber sowohl alleine wie gerne